

# Queere Räume am Land als Puzzlestein einer Hegemonie der Vielen?

Tamara Geyer, Birgit Hofstätter

Der Titel als Frage steht quasi programmatisch für diesen Beitrag, ist es doch vor allem die Fülle von Fragen, die unser Nachdenken über das Projekt *Salzkammerqueer* zum Zeitpunkt des Entstehens dieses Beitrags am besten symbolisiert. Denn wie verhält es sich mit einem Projekt, das es sich zum Ziel gesetzt hat, im Rahmen der Kulturhauptstadt Bad Ischl Salzkammergut 2024 in dieser Region queeres Leben zu vernetzen und sichtbar zu machen, wenn mensch aus der Perspektive von Hegemonie darauf blickt? Mit dem Anliegen, eine Community am Land aufzubauen, fragen sich Initiator\*innen und maßgeblich Mitgestaltende, wie es gelingen kann, einen inklusiven, bestärkenden und sicheren Raum zu schaffen, in dem Werte wie Respekt, Selbstwirksamkeit, Sinnhaftigkeit und Entwicklung eine zentrale Stellung einnehmen.<sup>1</sup> Dabei orientieren sie sich an Empfehlungen aus dem Communitybuilding (vgl. Gallistl et al. 2019) wie auch an dem Konzept von *Brave Space* (vgl. Arao & Clemens 2013). Dass ein „Safe Space“ eine Illusion ist und es keine machtfreien Räume gibt, ist den Involvierten dieses Vorhabens bewusst. Gleichwohl soll *Salzkammerqueer* eine Community werden, die sich selbst gehört (*community-owned*), auch wenn sie einem aus öffentlichen Geldern finanziertem Projekt entspringt. Dies alles verortet im ländlichen Raum und konfrontiert mit sowie involviert in heteronormative Hegemonie. Das ist eine sehr komplexe und vielschichtige Angelegenheit, wie sich in diesem Paper zeigen wird.

Um diese Komplexität fassbar zu machen, schlagen wir hier einen doppelten Blick vor. Mit ihm werden wir uns insbesondere der Frage entlang hanteln, inwieweit das Projekt *Salzkammerqueer* einen Bruch mit der heteronormativen Hegemonie darstellt und Wege hin zu einer Hegemonie der Vielen/Vielfalt ermöglicht. Einerseits ist dies der Blick von außen auf das Projekt als Teil des (dominanz-)gesellschaftlichen Gefüges in der Region. Inwieweit ist ein Projekt wie dieses, gerade in einem regionalen und strukturellen Kontext wie diesem, per se ein Bruch mit bestehenden Hegemonien? Andererseits ist dies aber auch ein selbstreflexiver Blick von/nach innen, der sich innerhalb der Community umschaute. Wie weit gehen interne Hegemoniebrüche? Welche Hegemonien bleiben unangefochten oder werden vielleicht sogar bestärkt? Letztlich ist dies auch die Frage, wie weit der Bruch mit einer – von uns intersektional verstandenen – heteronormativen Hegemonie insgesamt tatsächlich geht.

Diesen und einigen weiteren damit verbundenen Aspekten möchten wir uns im Folgenden mit einigen Beispielen und zahlreichen weiteren Fragen, die zum weiteren Reflektieren einladen sollen, annähern.

Die theoretische Basis unserer Überlegungen bildet das Konzept der „heteronormativen Hegemonie“ von Gundula Ludwig. Für ein besseres Verständnis unserer Reflexionen werden wir dieses eingangs kurz erläutern und im regionalen Kontext des ländlichen Raums verorten (Kapitel 1). Im zweiten Kapitel geben wir Einblick in die Entstehung, bisherige Beobachtungen und Erfahrungen, und den organisationellen Rahmen des Projekts *Salzkammerqueer*. Damit beschreiben wir den konkreten Kontext unserer Überlegungen, bevor wir uns schließlich an die zusammenführende Reflexion von Theorie und Praxis machen (Kapitel 3). Abschließend fließen diese Überlegungen zusammen in ein Nachdenken über eine zu entwickelnde Hegemonie der Vielfalt (4).

---

<sup>1</sup> Diese Werte wurden von Community-Mitgliedern in einem Community Boost Workshop unter der Leitung von Clara Gallistl von Community Building Austria im Juni 2023 gemeinsam ausgewählt und erarbeitet.

## 1. Ausgangslage: Heteronormative Hegemonie

Mit dem Gefühl, in einen bequemen Lehnstuhl zu sinken, beschreibt Sara Ahmed Heteronormativität (Ahmed 2004: 145). Mit ihm locken Versprechen von Glück, Zugehörigkeitsgefühl und Verbundenheit. Besonders verführerisch bzw. mit besonderer Zugkraft ausgestattet zu sein scheint dieser nach wie vor in ländlichen Regionen. Für queere Menschen scheint es gerade hier erheblich weniger bequemes Sitzmobiliar zu geben. Explizite und implizite Normen, „traditionelle“ Familienbilder und die Dominanz heteronormativer Lebensentwürfe machen es queeren Menschen besonders am Land oft immer noch schwer, ihre Queerness offen und selbstbestimmt zu leben.

Denn auch wenn sich die rechtliche Lage für queere Menschen in den vergangenen Jahren stark verbessert hat, erleben wir derzeit eine zunehmende gesellschaftliche und mediale „Debatte“ über Queerness. In zahlreichen Ländern (auch westlichen, wie etwa den USA) geht diese immer öfter auch einher mit zunehmenden Restriktionen und queerfeindlichen Gesetzgebungen. Insbesondere rund um Transgeschlechtlichkeit entzündeten sich teilweise sehr gewaltvolle Diskurse. Dies ist besonders deshalb relevant, weil es genau diese Mechanismen sind, die das Bild von und den Blick auf Queerness und queere Menschen prägen und gesellschaftliche Normen bestärken und formen.

An diesen Dynamiken zeigt sich sehr deutlich, wie (heteronormative) Hegemonien wirken und funktionieren: Gesellschaftliche Meinungen, Stimmungen und Diskurse einerseits und rechtliche/formale Gegebenheiten andererseits beeinflussen und stabilisieren sich gegenseitig. (Heteronormative) Hegemonie entsteht folglich nicht in top-down Prozessen, sondern wird gesellschaftlich ausgehandelt und durch Alltagspraxen verstetigt. Dadurch ist sie untrennbar mit dem jeweils konkreten gesellschaftlichen, historischen und regionalen Kontext verbunden. Umgekehrt führen Hegemoniebrüche erst durch Wiederholung und Normalisierung zu Gegenhegemonien.

In Bezug auf heteronormative Hegemonie bedeutet das, dass auch fernab von Aspekten rechtlicher Gleichstellung (die in Österreich ohnehin noch nicht erreicht ist) und festgeschriebenen Gesetzen unberechenbare soziale Konsequenzen lauern, sobald mensch sich den mehr oder weniger spür- und sichtbaren gesellschaftlichen Normen widersetzt. Und eben dieser oftmals unausgesprochene, aber allgegenwärtige Kanon an Normen mitsamt spürbaren Sanktionen gegen widerständiges Agieren ist es, was u.a. Brigitte Bargetz und Gundula Ludwig in Anlehnung an Judith Butler und Antonio Gramsci als „heteronormative Hegemonie“ bezeichnen. Es ist dies eine spezielle Form von Macht/Gewalt, die besonders durch alltägliches Handeln wirksam, spürbar, bestärkt und transformiert wird und oft schwer greifbar ist, da sie von keinem konkreten Machtzentrum ausgeht (vgl. Bargetz/Ludwig 2017: 122). Und doch – oder auch gerade deshalb – hat sie große und prägende Auswirkungen auf die Gesellschaft generell und queere Menschen im Besonderen.

Heteronormativität – und damit auch die heteronormative Hegemonie – ist also mehr als Homophobie oder das Bezeichnen einer heterosexuellen (und cis-geschlechtlichen) Mehrheit. Die Basis bildet die von Judith Butler ins Spiel gebrachte heterosexuelle Matrix. Es ist dies die gesellschaftliche Überzeugung und das individuelle Handeln nach den Prinzipien der vermeintlich biologisch festgelegten, hierarchischen Zweigeschlechtlichkeit und der jeweils aufeinander bezogenen Heterosexualität: Es gibt Männer und Frauen (biologisch und als geschlechtliche Identitäten), die sich wiederum ineinander verlieben und monogame, im Idealfall lebenslange, heterosexuelle Paarbeziehungen eingehen. Zentral sind also weniger konkrete Diskriminierungen oder die jeweilige Gesetzeslage. Derlei Aspekte sind zwar als Teil und Ausdruck der Hegemonie bedeutend, will mensch der heteronormativen Hegemonie aber auf den Grund gehen, gilt es die gesellschaftlichen Prozesse in den Blick zu nehmen, die hinter diesen Normierungen liegen und letztlich dazu führen, dass „heterosexuelle Begehren und Identitäten nicht nur angenommen, sondern auch [...] belohnt und privilegiert werden“ (Castro Varela/Dhawan 2018: 127).

Es handelt sich also um ein gesellschaftliches System, das unter anderem durch Mechanismen von Belohnung und Bestrafung (bzw. die Aussicht darauf) aufrechterhalten wird (vgl. ebd.: 128, Bargetz/Ludwig 2017: 124f.). So locken mit dem Entsprechen der Heteronorm – wie eingangs mit Ahmed bereits festgestellt – Versprechungen von Zugehörigkeit und Glück. Strahlend locken uns Bilder und Erzählungen von einer heilen Welt der vermeintlich biologisch so vorgesehenen heterosexuellen Kernfamilie auf Werbetafeln, in Filmen, Romanen ebenso wie am familiären Frühstückstisch und am Stammtisch.

Die Kehrseite der Medaille hingegen zeigt die Bedrohlichkeit des normativen Gewaltpotentials dieses Systems. Denn was ist mit jenen, die diesen Bildern nicht entsprechen? Jenen, die aus der heterosexuellen Matrix und damit aus dem Rahmen dessen fallen, was gesellschaftlich akzeptiert oder überhaupt wahrnehmbar ist? Sie werden illegitim und „riskieren den sozialen Tod“, wie etwa Castro Varela und Dhawan (in Anlehnung an Butler) drastisch konstatieren: „Die Gewaltandrohung im Falle der Abweichung von hegemonialen Normen erinnert unaufhörlich daran, dass sich einer Norm zu widersetzen heißt, sein Leben aufs Spiel zu setzen“ (Castro Varela/Dhawan 2018: 128). Dabei sind diese Normen wie auch die (heteronormative) Hegemonie als solche geprägt von zahlreichen inhärenten Widersprüchen und scheinbaren Brüchen. Doch gerade die sind es, die das System stabilisieren und so langlebig machen (vgl. Bargetz/Ludwig 2017: 122f.).

Zum einen verstärkt eine Dynamik, die Yv E. Nay als „angestrebte Hegemonie“ bezeichnen, die bestehende heteronormative Hegemonie. Bargetz und Ludwig definiert diese auf Nay referenzierend als „in die Zukunft gerichtete, affirmativ besetzte Hoffnung auf (mehr) Sicherheit und Zugehörigkeit“ (ebd.: 125). Um dies zu erreichen, setzen queere Menschen unter Umständen selbst (mehr oder weniger bewusst) auf eine weitgehende Anpassung an heteronormative Lebensentwürfe und versuchen diesen so weit wie möglich zu entsprechen. Dies zeigt sich einerseits in zahllosen Alltagspraktiken wie z.B. der Inszenierung von (cis und heterosexueller) Maskulinität oder Femininität durch entsprechendes Auftreten, Kleidung, Körperpflege, etc. Andererseits drückt sich die Heteronormierung queerer Lebensentwürfe auch in gesellschaftlichen Kämpfen um Adoptionsrecht (um das Ideal der biologischen Kernfamilie leben zu können) oder die "Ehe für alle" aus.

Dieses Streben nach Anpassung und Einfügen in bestehende Hegemonien steht wiederum in enger Wechselwirkung mit einer zunehmenden Ökonomisierung von Queerness. „Regenbogenkapitalismus“ und „Pink-„ bzw. Rainbow-Washing“ sind Begriffe, die besonders in den letzten Jahren populär wurden und mit denen ein kritischer Blick auf das Phänomen geworfen wird, dass Unternehmen einerseits damit werben, besonders queerfreundlich zu sein und andererseits eine bestimmte Kategorie queerer Menschen zunehmend als relevante Zielgruppe für ihre Produkte und Dienstleistungen entdecken. Besonders deutlich zeigt sich dies jedes Jahr wieder im Juni, dem Pride Month, während dessen Firmen ihre Logos in Regenbogenfarben tauchen oder Regenbogenflaggen hissen.

Wie zuvor bereits angesprochen, spielen Medien eine wesentliche Rolle in der Verhandlung von gesellschaftlichen Normen und Werten – auch in Hinblick auf Geschlecht und Begehren (vgl. z.B. Hofstätter 2018). Während der Hays Code in den 1930er Jahren dazu führte, dass queere Charaktere in Hollywood-Produktionen, wenn überhaupt sichtbar, als Gegenspieler\*innen zu den Held\*innen der Geschichte und damit mit negativen, abstoßenden Eigenschaften vorkamen (vgl. Leff/Simmons 1990), entdeckt die Industrie zunehmend queere Menschen als Publikum und mischt – um ein möglichst großes Publikum anzusprechen – queer anmutende Charaktere in die Narrative. „Queer anmutend“ deshalb, weil das Publikum vielfach darüber im Dunklen gelassen wird, inwieweit diese Charaktere von der Heteronorm abweichen und damit potentielle Identifikationsfolie für queeres Publikum sein könnten. Dieses Nichtauflösen dient einerseits der Stabilisierung heteronormativer Narrative, gleichzeitig lockt es queeres Publikum und bietet ihm ein Gefühl von Repräsentation. Dieses Locken wird auch als „Queerbaiting“ bezeichnet und zeigt die Widersprüchlichkeit, mit der die heteronormative Hegemonie auch in Medien stabilisiert wird, auch wenn die Industrie teilweise vorgibt, Narrative inklusiver zu gestalten.

Auf diese Gemengelage aus Anpassung und Ökonomisierung in ein bestimmtes Bild von Queerness bezieht sich auch das Konzept der Homonormativität, das von Lisa Duggan bereits 2002 eingeführt wurde (vgl. Duggan 2002). Mit ihm wird sichtbar und analysierbar, wie queere Menschen selbst ein ganz bestimmtes, an Heteronormen orientiertes Bild von Homosexualität forcieren, um damit Eingang in den gesellschaftlichen Mainstream zu finden. Dies geht einher mit einer starken Depolitisierung von Queerness. Das grundsätzliche Hinterfragen gesellschaftlicher Normen wird ersetzt durch die Anpassung an eben jene heteronormativen Ideale. Bestehende gesellschaftliche Machtverhältnisse werden nicht mehr in Frage gestellt, sondern es wird im Gegenteil versucht, durch das Verfolgen eines bestimmten Lebensentwurfs quasi die Seiten zu wechseln und ebenfalls auf die Seite der (Hetero-) Norm zu gelangen (u.a. durch den Fokus auf Ehe, Adoptionsrecht, Monogamie usw.).

Kritisch betrachtet geht es hier letztlich um Kompliz\*innenschaft mit Kapitalismus und Neoliberalismus, um Akzeptanz/Toleranz einer sehr bestimmten Gruppe von queeren(?) Menschen (vor allem weißen schwulen cis Männern aus der gehobenen bildungsbürgerlichen Mittelschicht) in den gesellschaftlichen Mainstream – auf Kosten weniger privilegierter Queers ebenso wie widerständiger Potentiale. Das kann zum Beispiel dazu führen, dass zwar der schwule, *weiße*, cis Mann mit der erfolgreichen Bankkarriere, einem Häuschen im Grünen und einer jahrelangen monogamen Beziehung (also einem abgesehen von seiner Homosexualität „normalen“ bürgerlichen Lebensentwurf) nicht nur toleriert, sondern auch als Idealbild geframet wird. Aus Sicht der Dominanzgesellschaft stellt sich dann potentiell die Frage: Warum können nicht alle queeren Menschen so sein wie er (und damit die imaginierte gesellschaftliche Norm möglichst wenig in Frage stellen)? Aus Sicht von gesellschaftlich privilegierten queeren Menschen stellt sich wiederum möglicherweise die Frage, ob mit der Öffnung der Ehe für alle und Ähnlichem nicht eigentlich schon alles erreicht sei und sämtlicher queere Aktivismus „der Sache“ mehr schadet als nützt. So wie antifeministisch eingestellte Frauen, die sich mit dem Patriarchat arrangiert haben, traditionelle Geschlechterverhältnisse stabilisieren, reifizieren analog privilegierte und heteronormativ orientierte queere Personen die Heteronorm.

Dieser Logik folgend, wird auch ein weiterer scheinbar widersprüchlicher Aspekt nachvollziehbar: Queerfeindlichkeit innerhalb der Community. Denn auch innerhalb queeren Gemeinschaften gibt es ein Gefälle hinsichtlich der Akzeptanz von geschlechtlichen und sexuellen Identitäten. Transfeindlichkeit in lesbischen Räumen, die nach wie vor vorhandene generelle Unsichtbarkeit und Unterrepräsentiertheit von inter Personen in queeren Kontexten oder auch die explizit formulierte Präferenz für ausgeprägte Maskulinität (und damit Ablehnung von femininer auftretenden Männern) am schwulen Datingmarkt sind nur einige Beispiele dafür, dass auch „community-intern“ heteronormative Hegemonie stark wirkt – und weiter aufrecht erhalten wird.

Dies führt direkt zur Frage nach intersektionalen Ein- und Ausschlüssen innerhalb der Community. Nach wie vor werden Unterdrückungssysteme und gesellschaftliche Machtverhältnisse oft getrennt voneinander betrachtet oder bestenfalls miteinander addiert, nicht aber in ihrer grundlegenden Verflochtenheit ineinander analysiert. So entsteht ein sehr fragmentiertes Bild von Gesellschaft und gesellschaftlichen Kämpfen um Anerkennung und Teilhabe. Hier der Kampf gegen Rassismus, dort jener für/von Menschen mit Behinderungen, hier das Eintreten für Queers, dort die Diskussion über Armut.

Im Kontext von heteronormativer Hegemonie gerät mit einer solchen Herangehensweise aus dem Blick, dass beispielsweise der Faktor Sexualität – ebenso wie jeder anderer Aspekt menschlicher Identität – „grundlegend verwoben [ist] mit Normen von *Weißsein*, von ethnischem und sozialem Hintergrund, von ability, von Alter, von Bildung, von Religion, von (geopolitischer) Lokalität, von Geschlecht bzw. der Verkörperung vergeschlechtlichter Normen, mit dem Zugang zu staatsbürgerschaftlichen Rechten, der Beziehungsform, der Stellung am Arbeitsmarkt, etc.“ (Mesquita 2016: 92). Wird diese Mehrdimensionalität allerdings nicht beachtet, geraten auch die Differenzen und Dominanzverhältnisse innerhalb einer so imaginierten Gruppe aus dem Blick, erscheint es in dieser simplifizierten Perspektive doch so, als verliefen sämtliche Machtdynamiken entlang der Grenze

zwischen „innen“ und „außen“, „queer“ und „nicht-queer“. Das führt wiederum zum Trugschluss, „dass alle innerhalb einer Kategorie in gleicher Weise unterdrückt, alle anderen wiederum in gleicher Weise privilegiert werden“ (ebd.). Um der Realität gerecht zu werden, gilt es, gerade die Verwobenheit der Dimensionen und deren Beziehung zueinander in den Fokus zu nehmen und genau zu analysieren, wie sie sich gegenseitig und damit auch bestehende (heteronormative) Hegemonien stabilisieren.

Dies sind nur einige der zahllosen widersprüchlichen und auf den ersten Blick unlogisch scheinenden Aspekte heteronormativer Hegemonie.

Queere Politiken müssen also nicht zwangsläufig gegenhegemonial sein, Abweichungen von der Norm nicht zwingend subversiv (Castro Varela/Dhawan 2018). Erklärbar wird dies durch einen zentralen Faktor, nämlich jenen der Macht. Denn es ist eine Frage der Macht, was in welchem Kontext als Norm verstanden und was als „nicht normal“ bezeichnet wird.<sup>2</sup> Fehlende Reflexion über Rassismus oder Ableismus in queeren Räumen können ausgrenzende Hegemonien ebenso stützen, wie ein ausschließliches Eintreten für homonormative Belange wie etwa die Ehe für alle. Durch diese kommt es zwar zu einer – selbstverständlich begrüßenswerten – rechtlichen Gleichstellung, gleichzeitig werden aber heteronormative Ideale (etwa jenes der monogamen Paarbeziehung und Kleinfamilie) gestärkt und transformative Potentiale bzgl. alternativer Lebens- und Beziehungsformen geschwächt.

Was dabei deutlich wird, ist einerseits die große Komplexität der gesellschaftlichen Realität, in der wir uns alle – queer oder nicht – wiederfinden. Andererseits zeigen sich hierdurch aber auch die großen Chancen, die sich durch die Perspektive ergeben, die ein Blick durch die Brille des Konzepts der „heteronormativen Hegemonie“ ermöglicht. Denn durch sie können eben jene Strategien in den Blick genommen werden, die zur Aufrechterhaltung hegemonialer Praxen, Politiken und Strukturen führen. Dadurch werden schließlich auch die hohe Dynamik und mit ihr potentielle Auswege sichtbar. Denn dass (heteronormative) Hegemonie stets „Ausdruck und Resultat gesellschaftliche Kräfteverhältnisse“ (Bargetz/Ludwig 2017: 122) ist, bedeutet auch, dass Veränderung möglich ist. Gleichzeitig sind es allerdings gerade auch die Widerstände und Lücken, die das System am Leben erhalten. Wie lässt sich also hier ansetzen, wie Normalisierungsprozesse hin zu einer inklusiveren Gesellschaft steuern, wie Hegemoniebrüche und Gegenhegemonien ermöglichen?

Wenn – wie oben bereits dargelegt – Hegemonien stets in ihrem historischen und regionalen Kontext wirksam werden und entsprechend analysiert werden müssen, gilt das in gleichem Maße für Hegemoniebrüche. Was einen Hegemoniebruch darstellt bzw. was als solcher wahrgenommen wird, ist eine Frage der Perspektive und des Kontexts; die Frage nach einer Möglichkeit für Hegemoniebrüche ist immer auch eine nach bestehenden (und zu überwindenden) gesellschaftlichen Machtverhältnissen. Ebenso wie sich Hegemonien nicht nur in konkret Messbarem oder objektiv Beschreibbarem zeigen, sind auch Hegemoniebrüche nicht ausschließlich an rein faktischen Aspekten festzumachen. Wir verstehen sie als kleinere oder größere Irritationen, Interventionen oder – bildlich gesprochen – Gegenstromanlagen zur bestehenden Hegemonie. Durch sie können kurze Pausen entstehen, in denen bestehende hegemoniale Machtverhältnisse sichtbar und spürbar werden und ein bewusstes Reflektieren über diese möglich wird. Dies kann in Form eines queeren Projekts per se, das auf der Landkarte einer im ländlichen Raum positionierten Kulturhauptstadt auftaucht, passieren. Dies kann sich aber auch darin zeigen (wie wir später noch als Beispiel genauer ausführen werden), dass sich die im Projekt involvierten Personen der Forderung nach einer medialen Präsentation als bunte und fröhliche Community bewusst verweigern, sich der damit einhergehenden Fetischisierung von Queerness aktiv entziehen und für ein Sichtbarwerden zu ihren eigenen Bedingungen eintreten. In und durch diese Brüche können – so unsere Hoffnung – neue, inklusivere und vielfältigere Lebensformen

---

<sup>2</sup> Wir kommen hier nicht umhin, auf die Diskussion in der österreichischen Politik um den Begriff des „Normalen“ hinzuweisen, die ein eindrückliches Beispiel für diese Verhandlung ist. (vgl. z. B. <https://www.derstandard.at/story/3000000178122/mikl-leitner-kontert-kogler-kritik-an-normalen-bez252gen> [15.09.2023])

erdacht und gelebt werden und bestehende (heteronormative) Hegemonien hin zu einer Hegemonie der Vielen/Vielfalt transformiert werden.

Bevor wir in unseren Schlussfolgerungen näher darauf eingehen, wie diese unserer Ansicht nach ausschauen könnte, widmen wir uns zunächst noch der Positionierung des Projekts *Salzkammerqueer* in dieser gesellschaftlichen Gemengelage.

## 2. Aktiv werden: Das Communitybuilding-Projekt *Salzkammerqueer*

Trotz zunehmender Sichtbarkeit und Abnahme klischeehafter Repräsentationen queerer Charaktere in Kino und Fernsehproduktionen, finden sich LGBTIQ\*<sup>3</sup> abseits von Kameras und Starwelt in ihrem Alltag immer noch mit teils offen, teils unterschwellig ausgedrückten Vorbehalten und Zurückweisungen konfrontiert. Vor allem in einem Umfeld, von dem eine starke Abhängigkeit herrscht, in dem soziale Kontrolle intensiv wirkt und gewisse Normen und Werte durch die jeweilige Gemeinschaft besonders gepflegt werden, wie dies in ländlichen Gemeinschaften der Fall ist, lässt sich sexuelle bzw. geschlechtliche Vielfalt schwer als Normalität leben. Das liege, so sind sich Berater\*innen und Betroffene einig, nicht so sehr daran, dass die Landbevölkerung konservativer wäre, sondern am Zusammenspiel von Druck eines engeren Sozialgefüges, dem Fehlen von Gemeinschaften, in denen ein sicherer Austausch möglich ist und persönlichen Gründen (vgl. Eraslan 2021; Wartner 2004). Gleichzeitig gibt es auch Potential, queeres Leben am Land zu entfalten, wie Fabian Schrader in seinem Podcast „Somewhere over the hay bale“ zeigt<sup>4</sup> und wie auch durch Initiativen wie unter anderem den Community-Ort GemSe im Kärntner Gailtal oder das queerfeministische Bildungshaus lila\_bunt im ländlichen Nordrhein-Westfalen sichtbar wird.

Viele queere Menschen, die auf dem Land aufwachsen, wählen dennoch die Abwanderung in die Stadt, wo der Anschluss an queere Communities und die Partner\*innensuche leichter möglich sind, aber auch eine gewisse Anonymität vor Stigmatisierung schützt. Eines der wohl berühmtesten Beispiele der letzten Jahre ist Conchita bzw. ihr Schöpfer Tom Neuwirth. Die betonte Akzeptanz gegenüber seinem „Andersein“, die die Bewohner\*innen seines Heimatorts Bad Mitterndorf vor der Kamera in diversen Dokumentationen beschwören, zeigt die Fetischisierung queerer Identitäten in der heteronormierten Gesellschaft.

Doch was ist mit jenen, die sich für ein Leben am Land entscheiden? Ein Outing gegenüber dem Umfeld kann dazu führen, zwar akzeptiert, aber doch als Kuriosität in der Dorfgemeinschaft gesehen zu werden und auf die bekannt gewordene sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Zuordnung reduziert zu werden. Sich hingegen nicht zu outen kann dazu führen, sich von der Entfaltung der eigenen sexuellen oder geschlechtlichen Bedürfnisse abzuschneiden. Expert\*innen aus der Beratung berichten, dass Akzeptanz durch das Umfeld weniger von städtischem oder ländlichem Kontext abhängt, sondern mehr mit dem persönlichen Umgang mit der eigenen Sexualität bzw. Geschlechtlichkeit zusammenhängt (vgl. Wartner 2004). Um mit persönlichen Unsicherheiten umgehen zu lernen, sich bestärkt und selbstbestimmt auch im ländlichen Umfeld entfalten zu können, braucht es sichere Gemeinschaften und Erfahrungsaustausch mit Gleichgesinnten. Während in der Stadt queere Initiativen institutionalisiert sind und umfassende Arbeit für und aus der Community heraus leisten, gibt es am

---

<sup>3</sup> LGBTIQ\* ist eine Zusammensetzung aus den Adjektiven lesbisch, gay, bisexuell, transgender, intergeschlechtlich, queer und asexuell, wobei der Asterisk als Platzhalter für weitere sexuelle und geschlechtliche ‚Identitäten‘ steht und die Bezeichnung offen hält. Die Bezeichnung „queer“ ist eine Aneignung eines englischsprachigen Schimpfworts für Menschen abseits der heterosexuellen und geschlechterbinären Norm und wird hier als Adjektiv für LGBTIQ\* verwendet. Dabei ist aber darauf hinzuweisen, dass sich nicht alle Menschen, die sich in einem oder mehreren Buchstaben des Akronyms finden, mit dem Begriff „queer“ identifizieren. Wir verwenden ihn der Einfachheit halber trotzdem synonym für Menschen auf dem Spektrum geschlechtlicher und sexueller Vielfalt.

<sup>4</sup> <https://somerwhereoverthehaybale.podigee.io/> [17.08.2021]

Land kaum eine derartige Infrastruktur. Viele queere Personen, die am Land leben, pendeln daher für Anschluss an „die Community“, für Austausch und Partner\*innensuche in die Stadt.

Im Rahmen der Projektförderungen rund um die Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024 haben sich zwei Frauen\*organisationen im Bezirk Gmunden zusammengetan, um Räume für eine queere Community zu öffnen. Privat organisierte Treffen und Gruppen hängen stark an ihren Initiator\*innen und haben selten Zugang zu Ressourcen, die eine Verstetigung ermöglichen. Die beiden Frauen\*organisationen *Insel – Mädchen- und Frauenzentrum* (Scharnstein) und das *Frauen\*forum Salzkammergut* (Ebensee) wirken bereits seit 30 Jahren in der Region und sehen sich als etablierte Einrichtungen in der Verantwortung, Räume für marginalisierte Gruppen – in diesem Fall eine queere Community – zu schaffen und als Infrastruktur langfristig zu erhalten.

Das Projekt soll dabei auf mehreren Ebenen wirken: Zum einen soll in einem partizipativen und prozesshaften Communitybuilding-Projekt der Aufbau einer queeren Community im Salzkammergut ermöglicht werden. Dies geschieht u.a. durch das Schaffen von Safe(r)/Brave Spaces, in denen Vernetzung und Miteinander stattfinden können. Zum anderen werden die projektleitenden Organisationen die Last eines impliziten „Bildungsauftrags“ von den Schultern von individuellen LGBTIQ\*-Personen nehmen und die interessierte Öffentlichkeit im Rahmen von öffentlichen Veranstaltungen über verschiedene Aspekte queeren Lebens aufklären. Durch diesen Zugang wird *Salzkammerqueer* zu einem Projekt, in dem im Kleinen experimentell an Hegemoniebrüchen gearbeitet werden kann. Darüber hinaus können insbesondere durch die geplanten Kunstprojekte die bestehende – für die Dominanzgesellschaft oft sehr abstrakte – heteronormative Hegemonie und deren konkreten Auswirkungen aufgezeigt werden.

Die Finanzierung durch die Kulturhauptstadt ermöglicht eine professionelle Herangehensweise an das Communitybuilding. Das erste Projektjahr (September 2022 bis Oktober 2023) steht im Zeichen der Initiierung der Community. Dabei wird das Projektteam von Community Building Austria (in der Folge mit CBA abgekürzt) begleitet und mittels mehrerer Online-Workshops gecoacht. Am Ende dieses Prozesses hat sich nicht nur bereits eine kleine Gruppe zusammengefunden, sondern wird auch eine Community-Strategie formuliert sein. Nach einer mehrmonatigen Vorbereitungszeit wurde im Jänner 2023 zu einem ersten offenen online Community-Boost-Workshop eingeladen, im Februar folgte das erste physische Treffen im Jugendzentrum Checkpoint in Gmunden. Hier wurde bereits deutlich, wie weit die Bedürfnisse von queeren Personen in der Region auseinander liegen. Während das Projektteam das Treffen mit einem didaktischen Design workshop-artig strukturierte und so den inhaltlichen Austausch fördern wollte, zeigten sich manche Teilnehmenden im Nachhinein davon überfordert und kamen seither zu keinem Treffen mehr. In den Rückmeldungen wurde der Wunsch nach informelleren Aktivitäten wie gemeinsamem Pizza-Essen geäußert. Andere Mitglieder der Gruppe hingegen sehen den inhaltlichen Austausch als Bereicherung und wollen sich an der Gestaltung der Community aktiv beteiligen.

Mit jedem Treffen und Workshop kamen langsam mehr queere Menschen und Allies hinzu und damit stieg auch die Diversität der Gruppe. Damit wuchs auch die Vielfalt an Zugängen: Die einen drängen nach mehr Kommunikation nach außen, unterstützen das Bestreben, sexuelle und geschlechtliche Vielfalt als Thema sichtbarer zu machen. Andere wiederum drücken ein hohes Maß an Bedürfnis nach Sicherheit aus. Vor allem nicht geoutete Personen und jene, die bei erhöhter Sichtbarkeit Repressalien befürchten, wünschen sich einen Safe(r) Space in dieser Community. Einzelne nicht-geoutete Personen, mit denen bisher nur schriftlich kommuniziert wurde, trauen sich nicht zu Treffen oder Veranstaltungen aus Angst, dabei erkannt und unfreiwillig geoutet zu werden. Auch die Erreichbarkeit der Treffen bzw. die individuelle Mobilität zeigt sich als Herausforderung des ländlichen Raums – besonders angesichts des großen Einzugsgebiets, den geografischen Gegebenheiten und dem schwachen öffentlichen Verkehrsnetz.

Bereits zu Beginn zeichnete sich ein immenses Interesse von Menschen am Projekt ab, die sich selbst nicht als queer bezeichnen würden, allerdings für sich persönlich oder beruflich Berührungspunkte

sahen. So haben beispielsweise Sozialarbeiter\*innen und (Sexual-)Pädagog\*innen angefragt, wie sie den Community-Aufbau unterstützen können, da sie in ihrer beruflichen Praxis mit – vor allem jungen – queeren Menschen zu tun haben. Eine entstehende Community, so die Hoffnung, würde einerseits einen Ort bieten, wo diese Klientel hin verwiesen werden kann, andererseits wird darin auch eine Ressource gesehen, aus der Hilfestellung im Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt, z.B. in der Schule, erfolgen könnte. Auch öffentliche Veranstaltungen wie das erste „Pride Picknick“ im Juni 2023 zog viele Menschen an, die vor allem ihre Solidarität mit der Community zeigen wollten. Da sich als queer bezeichnende Menschen nur nach und nach dem Projekt näher(te)n, gab es im Projektteam anfänglich die Befürchtung, Allies könnten die größte Gruppe in dieser Community bleiben. Diese Sorge hat sich vorerst gelegt.

Die Konstruktion von *Salzkammerqueer* als Projekt bringt ein Spannungsfeld mit sich, das bis zum Ende des Förderzeitraums (Dezember 2024) aufrecht bleiben wird. Die Absicht von *Salzkammerqueer* ist es, eine Community aufzubauen und institutionell abzusichern. Im Vergleich zu anderen Initiativen beginnt dieses Unterfangen als finanziertes Projekt mit Mitarbeiter\*innen, die für ihre Arbeit bezahlt werden, während andere Communities aus dem Privaten und mit ehrenamtlichem Einsatz entstehen. Das hat zur Folge, dass bei *Salzkammerqueer* sämtliche bisherige Aktionen und Veranstaltungen von zwei hauptamtlich Tätigen initiiert und organisiert wurden. Sie haben auch die Verantwortung, dass die von ihnen formulierten Aktivitäten und Ziele umgesetzt und erreicht werden. Außerdem repräsentieren sie das Projekt gegenüber dem Fördergeber und der Öffentlichkeit. Diese formellen Gegebenheiten stehen dem Ziel des Projektes gegenüber, dass *Salzkammerqueer* der Community gehören soll, also dass die Gemeinschaft letztlich für sich selbst entscheiden können soll.

Durch diese Konstruktion entstehen mehrere Herausforderungen. Zum einen liegt aktuell die Arbeit für den Community-Aufbau, die Vernetzung und Organisation bis auf wenige Ausnahmen bei den Hauptamtlichen. Durch das große Interesse am Projekt und die formellen Vorgaben durch die Projektförderung überschreiten diese regelmäßig das geplante Arbeitspensum. Für den weiteren Verlauf ist es allerdings – nicht nur aus diesem Grund – essenziell, dass Community-Mitglieder Verantwortung und gewisse Arbeiten übernehmen, um den Fortbestand abzusichern. Zudem entstehen Situationen, in denen der Widerspruch zwischen finanziertem Projekt und der Absicht, eine *community-owned* Gemeinschaft aufzubauen, sichtbar wird: Kürzlich wurde an die Projektleitung eine Anfrage für die Teilnahme an einer Dokumentation über die Kulturhauptstadt herangetragen. Die Dokumentation wurde von einem Privatsender in Auftrag gegeben, der für die Verbreitung von rechts-populistischen Beiträgen und Verschwörungserzählungen bekannt ist. Während die Projektleitung diese Anfrage zunächst als Chance für mehr Sichtbarkeit einschätzte und darin eine Möglichkeit sah, Menschen zu erreichen, die sonst schwer erreichbar sind, wurden bei der Rückfrage in der Community kritische Stimmen laut: Diese Form der Sichtbarkeit könnte auch eine Gefahr – sowohl für das Projekt als auch für einzelne Personen in der Community – darstellen. In der Folge wurde ein Online-Treffen organisiert, bei dem interessierte Mitglieder gemeinsam mit der Projektleitung das Für und Wider der Teilnahme an der Dokumentation diskutierten und schließlich einstimmig beschlossen, dem Filmteam abzusagen.

### 3. Fortschreibungen und Brüche: Hegemonien von/nach innen und außen

In diesem Kapitel möchten wir nun das Projekt *Salzkammerqueer* als Intervention (Hegemoniebruch?) in einem heteronormativen ländlichen Kontext reflektieren. Wir positionieren uns dafür zunächst an den Rand zwischen einem imaginierten Innen („die queere Community“ repräsentiert durch *Salzkammerqueer*) und Außen („die heteronormative Mehrheitsgesellschaft“ repräsentiert durch dörfliches Zusammenleben wie wir es als queere Individuen erleben). Inwieweit stellt *Salzkammerqueer* also einen Hegemoniebruch im ländlichen heteronormativen Gefüge dar?



Danach bleiben wir mit dem Blick im Inneren der entstehenden Community von *Salzkammerqueer* und reflektieren unsere bisherigen Erfahrungen vor dem Anspruch, mit dieser Gemeinschaft einen Beitrag zu einer Hegemonie der Vielen/Vielfalt zu schaffen. Dabei widmen wir uns den einleitend bereits formulierten Fragen: Wie weit gehen interne Hegemoniebrüche? Welche Hegemonien bleiben unangefochten oder werden vielleicht sogar bestärkt? Wie weit gelingt der Bruch mit einer von uns intersektional verstandenen heteronormativen Hegemonie? Dabei richtet sich die Reflexion auf die Dimension der Vielfalt innerhalb der Community ebenso wie auf die Dimension der Organisationsstruktur.

### 3.1 „Innen“ vs. „Außen“

Aus der Perspektive an der Grenze zwischen „Außen“ und „Innen“ stellt sich hier unter anderem die Frage, wie Hegemoniebrüche geplant, bewusst, und gewünscht (finanziell öffentlich gefördert) herbeigeführt werden können. Im Open Call zur Kulturhauptstadt wurde *Salzkammerqueer* für die Programmlinie „Kraft der Gegenkultur“ eingereicht. Hier wäre „Raum, um unangenehme Fragen zu stellen, die uns weiterbringen“, von „alternativen Diskussionsformaten“, „unkonventionellen Projekten“ und Sichtbarmachung und Anerkennung von „Subkultur“ war die Rede. Nach der Auswertung der Einreichungen wurde die Programmlinie in „Kultur im Fluss“ umbenannt und hat damit die Assoziation des Widerstandes, des Hegemoniebruchs eingebüßt; die „Kraft der Gegenkultur“ wurde damit gewissermaßen „zurück ins Bergwerk befohlen“ (Kinz 2023). Eingebettet in das Verständnis einer sich stets wandelnden, vielfältigen Kultur wird auch der Hegemoniebruch, der durch *Salzkammerqueer* beabsichtigt ist, geschwächt. Was bedeutet das für das Projekt – vor allem für die Darstellung nach außen? Wie lässt sich eine marginalisierte und vulnerable Gruppe durch das Spannungsfeld zwischen Unsichtbarkeit, Bedürfnis nach Sichtbarkeit und der Ambivalenz von (An-)Greifbarkeit durch Sichtbarkeit navigieren? Wo stößt der Hegemoniebruch an die Grenze der Toleranz? Wenn der Protest gegen die Installation eines Regenbogen-Zebrastreifens durch die Bürgermeisterin in einer Salzkammergut-Gemeinde bereits eine Gemeinderatssitzung lahmlegt, was ist zu erwarten, wenn die Menschen hinter der Regenbogen-Symbolik sichtbar werden? Oder kann so ein Projekt als Teil eines mit öffentlichen Mitteln geförderten Kulturprogramms seine Wirkung im Schutz eines „öffentlichen Auftrags“ wie es die Kulturhauptstadt darstellt, sogar besser entfalten als eine vergleichbare Privatinitiative oder parteipolitisch gefärbten Anstoß?

Dabei sind wir als entstehende Community mit einem Widerspruch in der heteronormativen Hegemonie konfrontiert: Neben einer „Don't ask, don't tell“-Mentalität, die Begehren und geschlechtliche Identität zur Privatsache erklärt, über die nicht gesprochen werden soll und damit die Sichtbarkeit von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt verhindert, besteht gleichzeitig die implizite Erwartung des Coming-Outs, also des (selbstgewählten) Sichtbarwerdens. Bleiben queere Menschen (zu lange) „in the closet“, also nicht geoutet, kann ein spätes Coming-Out oder Fremd-Outing (das Outing durch Dritte) negativ ausgelegt werden. Medial werden sie oftmals als „Lügner\*innen“ oder „Betrüger\*innen“ dargestellt, die ihrem sozialen Umfeld ihre „wahre Identität“ vorenthalten hätten. Im Fall von trans Personen verzweigt sich dieses Narrativ nochmals, indem Transgeschlechtlichkeit wiederum als Maskerade und an sich als Betrugsversuch gewertet wird. Dies stellt eine Grundlage für transfeindliche Diskurse u.a. unter Radikalfeminist\*innen, dar. Dieser Widerspruch zwischen der Erwartung an queere Menschen, sich zu outen und der gleichzeitigen Forderung, Sexualität bzw. geschlechtliche Identität als „Privatsache“ zu behandeln ist ebenfalls Teil der heteronormativen Hegemonie. In öffentlichen Diskussionen – ob sozialen Medien oder „am Stammtisch“ ist immer wieder die Klage zu lesen bzw. zu hören, dass queere Identitäten mittlerweile zu dominant in gesellschaftlichen Diskursen aufscheinen, gleichzeitig liegt Pink- und Rainbow-Washing im Trend. In diesem Spannungsfeld finden wir uns mit unserem Projekt wieder. Neben Interesse und Zuspruch von queeren Menschen und Allies sind wir auch mit Anfragen konfrontiert, bei denen wir die Beweggründe

hinterfragen müssen. Wenn es darum geht, *Salzkammerqueer* zu instrumentalisieren, sich durch eine Kooperation oder Unterstützung als besonders aufgeklärt und liberal zu inszenieren, sind Projekt-Verantwortliche gefordert, Schutzmaßnahmen für die Community zu ergreifen und vor Missbrauch zu bewahren. Sichtbarkeit um jeden Preis? Wie die Community mit Anfragen umgeht, die das Sicherheitsgefühl bedrohen, zeigt das oben beschriebene Beispiel, in dem eine Gruppe interessierter Mitglieder miteinander verhandelt hat, ob und zu welchen Bedingungen das Projekt für eine Dokumentation über die Kulturhauptstadt zu Verfügung steht, die sich an ein tendenziell ablehnendes Publikum richtet.

Als Projektverantwortliche und Mitgestaltende versuchen damit umzugehen, indem wir unterschiedliche Räume schaffen, in denen sich Begegnungen zwischen dem „Innen“ und „Außen“ kontrollieren und steuern lassen. So wurde bei einem Community-Workshop der Wunsch ausgesprochen, zwischen nicht-öffentlichen Treffen, offenen Treffen (halb-öffentlich) und öffentlichen Veranstaltungen zu unterscheiden. Nicht-öffentliche Treffen sollen zum Austausch innerhalb der Community dienen – ein sicherer Raum für die Teilnehmenden, vor allem für jene, die nicht geoutet sind und eine besonders vertrauliche Umgebung suchen. Offene Treffen sind öffentlich angekündigte Community-Abende, bei denen interessierte Personen Anschluss an die Community finden können, Ideen für Kooperationen und Projekte vorgestellt und verhandelt werden können. Zwischen diesen beiden Formaten liegt der Flaschenhals durch den jene Personen kommen, die für den „Safer Space“ keine Bedrohung darstellen. Gleichzeitig wird sich hier in nächster Zeit die Frage nach Ein- und Ausschlüssen bzw. nach den Kriterien, nach denen Personen in den inneren Kreis der Community aufgenommen werden, stellen.

Mit Veranstaltungen sollen das Sichtbarkeitsbedürfnis der Community und das Informationsbedürfnis der interessierten Öffentlichkeit gestillt werden. Mit diesen Formaten wird der implizite Bildungsauftrag, den vermutlich jede geoutete queere Person in der einen oder anderen Situation verspürt, von der individuellen auf die institutionelle Ebene gehoben. Die „Institution“ der Community stellt sich damit stellvertretend für seine Mitglieder dem Spannungsfeld zwischen hegemonialen Forderungen nach Sichtbarkeit und dem individuellen Bedürfnis nach Sicherheit und Sichtbarkeit zu den eigenen Bedingungen. Aber auch für den halb-öffentlichen Raum wird es Maßnahmen brauchen, um An- und Übergriffen vorzubeugen. Vertrauenspersonen aus einem Awareness-Team haben sich hier beispielsweise bewährt, wie wir bei der Teilnahme an einer Podiumsdiskussion in Chemnitz (Europäische Kulturhauptstadt 2025) erfahren durften.

Die bisherigen Reaktionen bzw. das Interesse aus der heteronormativen Mehrheitsgesellschaft machen eine Leerstelle sichtbar: Eine (institutionalisierte) queere Community und Wissen zu geschlechtlicher und sexueller Vielfalt wird auch hier, im ländlichen Raum, gebraucht. Wir werden angesprochen von Eltern und Professionist\*innen aus der Jugendarbeit (Lehrende, Sozialarbeiter\*innen, ...), die Angebote für mehr Orientierung und Sicherheit mit (potentiell) queeren Kindern und Jugendlichen brauchen. Insgesamt wird geschlechtliche und sexuelle Vielfalt immer mehr ein selbstverständliches und offen verhandeltes Thema unter Heranwachsenden. Damit steigt auch der Anteil queerer Menschen unter jüngeren Generationen. Auch für sie braucht es offene Räume für Austausch und Gemeinschaft. Eine wesentlich kleinere Gruppe, teilweise aber sehr vulnerabel sind ältere queere Menschen, die Anschluss suchen. Wir beobachten, dass manche Gruppen Angebote aktiv nachfragen bzw. bestehende Angebote selbstverständlich nutzen, manche Gruppen wie beispielsweise eben ältere queere Menschen oder auch Jugendliche aber noch unsichtbar bleiben und möglicherweise darauf warten, dass ein Raum für sie geschaffen wird. Gesellschaftliche und/oder für uns unsichtbare, nicht repräsentierte Gruppen nicht zu übersehen und Angebote zu schaffen bzw. wichtige Stakeholder zu erkennen und zu informieren, wird eine wesentliche Aufgabe der Community für die Zukunft sein. Gleichzeitig wird es auch eine Frage der Ressourcen sein, ob und wie auf alle Bedürfnisse innerhalb und außerhalb der Community reagiert werden kann.

Letztlich greifen das „Außen“ und das „Innen“ ineinander: Die Gemeinschaft wird nur dann gut für sich sorgen und wachsen können (und entsprechende Ressourcen dafür bekommen), wenn die heteronormative Mehrheitsgesellschaft ihre Bedeutung erkennt – auch abseits von bunten Paraden und glamourösen Dragqueens. Was viele Pädagog\*innen, Sozialarbeiter\*innen und Eltern bereits begriffen haben: Die Wahrscheinlichkeit, dass sich Menschen ihrer „Queerness“ bewusst werden – auch im eigenen sozialen Nahbereich – wächst mit der zunehmenden Enttabuisierung. Die Frage ist, ob diese Menschen ihre Sexualität und geschlechtliche Identität entfalten und leben können, oder ob sie dafür ihr soziales Umfeld verlassen müssen. Latente oder explizite Ausdrücke von Queerfeindlichkeit, z.B. in Form von homo- oder transfeindlichen Sprüchen, können dazu führen, dass familiäre Beziehungen belastet sind, sich Kinder von ihren Herkunftsfamilien distanzieren (müssen), Freundschaften zerbrechen oder auch gute Mitarbeiter\*innen das Unternehmen verlassen, weil sie sich nicht sicher fühlen.

Unsere Hoffnung ist, dass das Projekt *Salzkammerqueer* es tatsächlich schafft, durch das aktive Arbeiten und Reflektieren des Themas, Momente des Hegemoniebruchs zu initiieren und Räume zu öffnen, in denen widerständige (queere) Potentiale entstehen und sichtbar werden können. Die Verankerung in einem mit viel Strahlkraft und Wirkmächtigkeit ausgestatteten Format wie der Kulturhauptstadt und die Träger\*innenschaft durch etablierte Frauen\*vereine könnten die dafür nötigen Bühnen bieten. Denn die Frage nach der Macht bleibt freilich bestehen. Wie sehr ein Projekt wie *Salzkammerqueer* nach außen wirken kann wird limitiert von bestehenden gesellschaftlichen Macht- und Dominanzverhältnissen. Dass das Wirkungsfeld von *Salzkammerqueer* noch Potential für Erweiterung hat, zeigt sich auch am konkreten Beispiel der Kulturhauptstadt, die in ihrem offiziellen Newsletter ihre Adressat\*innen nach wie vor mit „Sehr geehrte Damen und Herren“ anspricht.

### 3.2 Der Blick nach „Innen“

Aus der selbstreflexiven Perspektive im „Inneren“ der Community stellen sich unter anderen Vorzeichen ebenfalls zahlreiche Fragen. Einerseits betreffen diese den organisationellen Rahmen und dessen Folgen: Wie/inwieweit setzen Vorgaben durch die Initiator\*innen einen neuerlichen normativen Rahmen? Andererseits geht es dabei auch darum, welche hegemonialen Normen innerhalb einer marginalisierten Gruppe wirksam werden. Welche Normen dominieren die entstehenden Räume? In welcher Weise und Intensität wirkt sich Homonormativität auf die entstehenden Räume aus?

Werfen wir zunächst einen Blick auf die organisationelle Dimension des Projekts: Durch die Anbindung an etablierte Organisationen soll sichergestellt werden, dass die Community auch über den Projektzeitraum hinaus Bestand hat und tatsächlich nachhaltig etabliert werden kann. Die Erfahrung zeigte immer wieder, dass es dafür ein Zusammenspiel von organisationellem Rahmen und tatsächlicher Partizipation Einzelner braucht. Die Organisation(en) können ihre Position im gesellschaftlichen System nutzen, um im Hintergrund einen Rahmen zu schaffen und zu halten. Damit wird ein Raum geöffnet, der wiederum von einzelnen Menschen bzw. der entstehenden queeren Community bespielt werden kann. Während die Organisationen also für Sichtbarkeit und Stabilität (Sicherheit?) sorgen, können engagierte Menschen die Bühne(n) entern und nach ihren Wünschen formen und bespielen. Damit entstehen quasi nebenbei – so die Theorie bzw. das Ideal – zum einen ein sicheres Umfeld für die Mitglieder der Community und zum anderen gesamtgesellschaftlich normative Brüche, die auf bestehende hegemoniale Strukturen einwirken und diese schwächen können. Im konkreten Projekt kommt zu dieser Dimension auch noch die Ebene der Kulturhauptstadt als Fördergeber\*in hinzu, die ebenfalls auf die Community wirkt (und idealerweise auch umgekehrt).

Insgesamt entsteht durch diese Verquickungen ein Spannungsfeld von organisationellen Notwendigkeiten, die sich einerseits u.a. durch die Finanzierung und den Projektrahmen ergeben, und andererseits dem Anspruch, ein „community-owned“ Projekt zu sein, also grundlegend von der

Community selbst gestaltet zu werden. Damit einher gehen schließlich auch Fragen nach hegemonialen Notwendigkeiten und Fortschreibungen, die sich aufgrund der strukturellen Einbettung nicht völlig vermeiden lassen. Wie weit kann ein Hegemoniebruch unter diesen Umständen also tatsächlich gehen? Inwieweit können Schritte hin zu einer neuen Hegemonie gesetzt werden?

Der bisherige Projektverlauf machte deutlich, dass zahlreiche Herausforderungen auf dem Weg zu Antworten auf diese Fragen liegen. In der Praxis zeigte sich bisher vor allem, dass es nicht ausreicht, einen Raum/Rahmen bereit zu stellen. Es braucht sehr viel Gespür und letztlich Beziehungsarbeit, um Menschen zu gewinnen, die diesen bespielen wollen. Im Projekt war es bisher eine der größten Herausforderungen, Menschen für Schlüsselrollen in der Entwicklung und Betreuung der Community zu gewinnen. Das kann besonders durch gemeinsames Tun gelingen. Die Möglichkeit dazu bietet unter anderem eine Videoserie, die im Rahmen des Projekts entstehen soll und die von den Mitgliedern der Community gestaltet wird. Unterstützt werden sie dabei von einer Filmemacherin mit professionellem Team und Equipment. Neben diesem durch das Projekt vorgegebenen Ziel ist in den vergangenen Community-Treffen die Idee einer Regenbogenparade im Salzkammergut entstanden. Für beides gibt es mittlerweile Aufrufe, sich zu beteiligen. Als Projektverantwortliche und Mitgestaltende sehen wir uns jedoch mit der Frage konfrontiert, welche und wie viele Schritte gesetzt werden müssen, um weitere Personen zu mobilisieren, ohne den Eindruck zu erwecken, dass die Organisation und Arbeit bereits in guten Händen liegt und weiteres Engagement nicht mehr erforderlich ist.

Um Menschen für das gemeinsame Tun zu gewinnen, braucht es schließlich das richtige Maß zwischen einer Vision und dem Bedürfnis, diese Vision umzusetzen. Hier lauert ein weiterer Stolperstein, denn wie bereits deutlich wurde, wäre es eine unzulässige Vereinfachung davon auszugehen, dass alle Mitglieder der Community alleine wegen ihres Queerseins dieselbe Vision verfolgen. Weder ist davon auszugehen, dass sich alle tatsächliche tiefgreifende Hegemoniebrüche wünschen (hierbei sei an die oben beschriebenen Spielarten von Homonormativität erinnert), noch davon, dass allen die gleichen Ansatzpunkte für potentielle Brüche gleichermaßen wichtig sind. Idealerweise können sich diese unterschiedlichen Herangehensweisen gegenseitig inspirieren und so eine vielfältige Vision entstehen, die von allen mitgetragen werden kann. Auch das ist jedoch keineswegs eine „gmahte Wiesen“, um ein in der Region geläufiges Bild zu bemühen.

Eine Herausforderung in diesem Zusammenhang besteht zudem darin, dass die Organisationen hinter *Salzkammerqueer* historisch gewachsene Grassroot-Frauenvereine sind, die sich bislang mit klassischen Problemen der heterosexuell strukturierten Mehrheitsgesellschaft befassten: Gewalt in Intimbeziehungen, Vereinbarkeit von Familien- und Lohnarbeit, Ausbau von Kinderbetreuung, finanzielle Benachteiligung von Frauen. Dass sexuelle und geschlechtliche Vielfalt lebensweltliche Realität weiblich gelesener bzw. weiblich sozialisierter Menschen ist, wird erst seit drei Jahren durch die Geschäftsführung des Frauen\*forums Salzkammergut offensiver in der Öffentlichkeitsarbeit thematisiert. Die in letzter Zeit verschärfte Aufmerksamkeit für Transgeschlechtlichkeit und damit zusammenhängende Diskussionen, inwieweit „Frauenräume“ für trans Frauen zugänglich sein sollen, zeigt die Herausforderung, mit der sich Frauenorganisationen auseinandersetzen müssen, in denen Cis-Geschlechtlichkeit bislang als intrinsische Eigenschaft des Klientels vorausgesetzt wurde. Eine Möglichkeit, Bewusstsein für geschlechtliche Vielfalt unter weiblich gelesenen bzw. weiblich sozialisierten Personen sichtbar zu machen, ist die Abbildung in Selbstbezeichnungen, wie etwa durch die Verwendung des Asterisks beim Frauen\*forum Salzkammergut seit drei Jahren. Auch die Einführung geschlechterinklusive Sprache ist ein entsprechendes Zeichen nach außen. Dass dieses nicht uneingeschränkt auf Akzeptanz stößt, zeigt sich in Rückmeldungen, dass der Asterisk die Ernsthaftigkeit von „Frauenthemen“ untergrabe, oder dass das Thema sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in der Öffentlichkeitsarbeit der Organisation zu viel Raum einnehme.

Gleichzeitig scheinen sich von *Salzkammerqueer* bislang vor allem weiblich gelesene, nichtbinäre bzw. trans Personen angesprochen zu fühlen. Hier zeigt sich, welche Bedeutung es hat, wer Räume öffnet und bereitstellt. Während Queerness gesellschaftlich nach wie vor oft vor allem mit schwulen Männern assoziiert wird und sichtbare LGBTIQA\*-Organisationen großteils auch von diesen initiiert und

repräsentiert werden, zeigte sich bei *Salzkammerqueer* von Anfang an eine hohe geschlechtliche und sexuelle Diversität der interessierten Personen.

Auch diese Aspekte zeigen die Ambivalenz und Komplexität der Arbeit an Gegenentwürfen zu hegemonialen Zuständen. Stellt man sich als Organisation dieser Aufgabe, gilt es zunächst, die eigenen Verstrickungen (anzu-)erkennen und zu bearbeiten.

Dies trifft ebenso auf individueller Ebene zu. Der Blick nach innen ist insbesondere deshalb von großer Relevanz, weil auch marginalisierte Communitys keineswegs machtfreie Räume oder gar frei von hegemonialen Einflüssen sind. Gerade in queeren Kontexten ist oft die Rede von der Bedeutung von Safe(r) Spaces, von „sicheren Räumen“, die ein sicherer Hafen für Menschen sein können, die von Diskriminierung betroffen sind. Oft werden diese Räume gleichsam „automatisch“ als antihegemoniale Räume imaginiert, da sie (ausschließlich) von Angehörigen der marginalisierten Gruppe nicht nur besucht, sondern auch mitgestaltet und geleitet werden (ein Ideal, dem *Salzkammerqueer* aufgrund der Offenheit für alle und der Involvierung einer nicht-queeren projektleitenden Person ohnedies nicht gerecht werden kann). Dadurch wären sie – so der Anspruch – frei von Diskriminierung. Dieser Anspruch ist als Ziel und Stoßrichtung wichtig, muss in einer komplexen Welt mit einem dicht gewebten Netz von Ein- und Ausschlussmechanismen, von Privilegien und Benachteiligungen aber letztlich scheitern.

Wie oben ausgeführt, wirken insbesondere auch in ländlichen Räumen starke normative Mechanismen, die zur heteronormativen Hegemonie beitragen und diese immer wieder bestärken und neu hervorbringen. Diese betreffen auch die (potentiellen) Mitglieder der „queeren Community“, und das in unterschiedlichen Weisen: Einerseits – und das ist für viele offensichtlich – sind sie insbesondere von den Spielarten Hetero-/Cis-/Endo-/Allonormativität<sup>5</sup> (hier verstanden als im gesellschaftlichen System verankerte Formen der Queerfeindlichkeit) negativ betroffen. Mit Ludwigs Konzeption der heteronormativen Hegemonie als Maßstab wollen allerdings auch weitere Dimensionen in den Blick genommen werden, um nicht in die Falle zu tappen, Heteronormativität ausschließlich mit dominierender Heterosexualität gleichzusetzen und/oder eine homogene queere Community herbeizudenken. Diese – für viele sehr viel weniger offensichtliche – Perspektive ermöglicht den Blick darauf, wie einzelne Mitglieder oder auch die wahrgenommene Community selbst normative Hegemonien stützen und/oder sogar von ihr profitieren. Das zeigt sich, wie in Kapitel 1 ausgeführt, wiederum in verschiedenen Variationen der „differences within“, der Unterschiede innerhalb der marginalisierten Gruppe, die allesamt in verschiedenen hegemonialen Denkweisen wurzeln und eng miteinander verwoben sind. Einige Aspekte sollen hier mit einem Blick auf das Projekt *Salzkammerqueer* nochmals aufgegriffen, konkretisiert und veranschaulicht werden:

Zunächst gilt es hierbei die eigenen normativen Vorstellungen über Queerness in den Blick zu nehmen. Oft herrschen in der Gesellschaft – und damit durchaus auch innerhalb der queeren Community – sehr spezifische Bilder darüber vor, wie Lesben, Schwule, trans Frauen, nicht binäre Menschen usw. auszusehen, sich zu kleiden und ihr Leben zu führen haben. Welche Formen von Queerness dürfen/können sichtbar werden? Was gilt als „zu viel“, als „Übertrieben“ oder gar als Bedrohung – und zwar auch für oder innerhalb der Community? Relevant wird hier auch die Frage nach gemeinsamen Zielen und Wünschen auf einer gesamtgesellschaftlichen Ebene. Wie stark wirken homonormative Versprechungen und Dynamiken auch innerhalb unserer Community? Wofür wollen wir eintreten? Wie könnte eine gemeinsame Vision ausschauen?

---

<sup>5</sup> Die Vorsilben hetero-, cis-, endo- und allo- verweisen hier jeweils auf die als gesellschaftliche „Norm“ gefassten Identitäten. Durch die Benennung dieser Identitätsmerkmale soll verdeutlicht werden, dass auch die scheinbare „Norm“ gesellschaftlich sehr wohl positioniert ist. „Hetero“ bezieht sich auf sexuelle Anziehung zu einem jeweils anderen Geschlecht (typischerweise Frau ⇔ Mann). „Cis“ bezeichnet Menschen, deren Geschlecht mit dem übereinstimmt, das ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde. Der Begriff „Endo(-geschlechtlich)“ steht „inter“ gegenüber und bezeichnet Menschen mit der Geschlechterbinarität entsprechenden, „eindeutigen“ Geschlechtsmerkmalen. Allo(-sexualität/-romantik) wiederum benennt Menschen, die sich sexuell und/oder romantisch zu anderen Personen hingezogen fühlen, bildet also das Gegenüber zu Asexualität/Aromantik.

Zum anderen dürfen eigene Verstrickungen in ausschließende gesellschaftliche Strukturen und Handlungen nicht ignoriert werden. Eine Community, auch wenn sie selbst marginalisiert wird, muss sich stets auch selbstkritisch mit intersektionalen Diskriminierungsmechanismen, Mehrfachmarginalisierungen und Machthierarchien innerhalb der Community auseinandersetzen. Gesellschaftliche Schief lagen wie z.B. Rassismus, Lookismus, Klassismus, Ableismus, Sexismus usw. machen auch vor queeren Räumen nicht halt. Queere Menschen (insbesondere *weiße* queere Menschen) mussten und müssen sich immer wieder den (zumeist berechtigten) Vorwurf gefallen lassen, Queerness als Identitäts- und potentielles Diskriminierungsmerkmal zu absolut zu setzen und dadurch andere relevante Aspekte nicht nur zu vernachlässigen, sondern auch selbst zu reproduzieren. Auch *Salzkammerqueer* ist hier keine Ausnahme. Wie wollen/können wir zum Beispiel mit rassistischen Aussagen bei Projekttreffen umgehen? Welche Maßnahmen zum Abbau von Barrieren setzen wir als Projektgruppe? Wo nehmen wir Ausschlüsse in Kauf? Wie weit gehen wir mit unserer Reflexion, wo stoßen wir durch Bequemlichkeit, Unwissenheit oder Ressourcenknappheit an die Grenzen? Wie sehr und wie können wir auch für mehrfach marginalisierte Menschen einen möglichst zugänglichen und gleichzeitig sicheren Raum bieten? Wie gehen wir mit unseren eigenen Wissenslücken und reflexiven Leerstellen um?

Dies bezieht sich nicht nur auf die soeben genannten Aspekte, die allzu oft allzu bereitwillig aus der queeren Sphäre ausgelagert werden, sondern auch auf unterschiedliche Spielarten von Queerness selbst: Welche Identitäten dominieren? Wie viel Sichtbarkeit (und Sicherheit!) wird Menschen ermöglicht, die aufgrund ihrer Identität in besonderem Maße negativ von Queerfeindlichkeit betroffen sind, wie etwa trans und intergeschlechtlichen Personen? Auch diesbezüglich gab es schon einzelne Herausforderungen zu bewältigen, unter anderem durch eine am Rande einer community-internen Veranstaltung aufgekommene Diskussion darüber, ob asexuelle und aromantische Menschen „berechtigterweise“ zur queeren Community zählen. Diese Frage bedient direkt eine bestehende Debatte innerhalb queerer Räume, die asexuellen/aromantischen Menschen unterstellt, nicht „queer genug“ zu sein, um dazuzugehören. Für anwesende asexuelle Personen führte das zu dem Gefühl, sich rechtfertigen/verteidigen zu müssen – und zur Frage, wie sicher dieser eigentlich ja als sicher erhoffte Raum innerhalb der „eigenen“ Community tatsächlich ist.

Im bisherigen Projektverlauf wurden auch bei diesem Aspekt die vielschichtigen und teils widersprüchlichen Bedürfnisse der Community-Mitglieder deutlich sichtbar. Die Frage, die sich hier stellt, ist letztlich: Wie politisch wollen wir sein – und was bedeutet das für uns überhaupt? Mit welchem (Selbst-)Verständnis blicken wir selbst auf unsere queeren Identitäten, aber auch unsere privilegierten Anteile? Während die einen sich in erster Linie einen Raum wünschen, in dem sie einfach nur in Gesellschaft mit anderen sein können, und in dem ihr Da-Sein nicht politisiert wird, sehen andere in der Gruppe eine Möglichkeit für gesellschaftspolitische Diskurse und suchen nach Stärkung gerade in der Politisierung ihrer Identität. Herausfordernd wird dies spätestens dann, wenn es zu konkreten Anlassfällen bei Community-Treffen kommt (etwa wie oben bereits angeführt zu rassistischen Aussagen). Hier versuchen wir uns an der Idee des BRAVING zu orientieren. Dieses Akronym wurde von Brené Brown (o.J.) in Anlehnung an das Konzept von Brave Space (vgl. Arao & Clemens 2013) entwickelt. Es steht für Boundaries, Reliability, Accountability, Vault, Integrity, Nonjudgement und Generosity (Grenzen, Zuverlässigkeit, Verantwortlichkeit, Vertraulichkeit, Integrität, Nicht-Beurteilen, Großzügigkeit). Durch diese Prinzipien des Miteinanders soll ein vertrauensvoller Raum entstehen, in dem jede Person mit ihren Bedürfnissen willkommen ist und Grenzen wertschätzend kommuniziert werden können. Damit dies gelingen kann, ist jedoch wiederum seitens der Teilnehmer\*innen ein sehr hohes Maß an Bereitschaft zu lernen, zur Selbstreflexion und zur Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen notwendig. Dass nicht alle bereit sind, sich auf eine inhaltliche Reflexion einzulassen, kann bereits in dieser ersten Phase des Communitybuildings beobachtet werden. Der Wunsch einiger Community-Mitglieder nach mehr „lockeren“ Treffen zum Spielen und Quatschen und das Vermeiden, sich in inhaltlichen, selbstreflexiven Workshops oder bei der Mitgestaltung einzubringen zeigt, dass sich dieser Anspruch nicht erfüllen lassen wird. Die Hoffnung ist

aber, dass auch hier die gemeinsame Arbeit an konkreten Projekten (wie etwa dem geplanten Filmprojekt und dem Organisieren der Pride 2024) eine Brücke schlagen kann.

#### 4. Resümee: Auf dem Weg zu einer Hegemonie der Vielen/Vielfalt?

Hegemoniebrüche können Momente sein, in dem Hegemonien bewusst werden und begonnen werden kann, aktiv darüber und über Alternativen zum Status Quo nachzudenken. Dass Mitglieder der bisher entstandenen Gemeinschaft den Wunsch ausdrücken, *Salzkammerqueer* möge neben Austausch und Zugehörigkeitsgefühl auch einen Experimentierraum eröffnen, zeigt dieses beginnende Bewusstwerden. Auch dieser Beitrag kann ein Impuls sein, das gemeinsame Nachdenken fortzusetzen.

Der Anspruch, eine inklusive, willkommen-heißende und „sichere“ Gemeinschaft zu sein und innerhalb des Projekts eine Hegemonie der Vielen entstehen zu lassen und/oder das Projekt zu einem Baustein in einer zu schaffenden gesamtgesellschaftlichen Hegemonie der Vielen zu machen, macht eine selbstkritische Auseinandersetzung unvermeidlich. Es gilt also, auch und gerade als queeres Community-Projekt, verschiedenste Spielarten und Wirkmechanismen von Hegemonie kritisch zu reflektieren und einen entsprechenden Umgang damit zu finden bzw. darüber nachzudenken, wie sich Hegemonie innerhalb dieses Experimentierraumes organisieren ließe. Für eine solche umfassende Auseinandersetzung können u.a. folgende Fragen hilfreich sein: Wer spricht? Über wen wird (wie) gesprochen? Wer wird von der Community und ihren Angeboten bewusst mitgedacht und adressiert? Wer kann sich angesprochen und willkommen fühlen? Inwieweit ist die organisationelle Anbindung förderlich für nötige Hegemoniebrüche, inwieweit erschwert sie diese?

Bevor wir unsere Ansprüche an eine Hegemonie der Vielen/Vielfalt weiter ausformulieren, möchten wir zunächst unsere Beobachtungen und Erkenntnisse aus dem ersten Jahr von *Salzkammerqueer* als Grundlage dafür nochmals stichwortartig zusammenfassen. Dies dient dem Bewusstwerden von Problem- bzw. Fragestellungen, ohne notwendigerweise bereits Konsequenzen, Lösungen oder Antworten darauf geben zu können.

- Reaktionen bzw. geäußertes Interesse aus der heteronormativen Mehrheitsgesellschaft machen eine Leerstelle sichtbar: Eine queere Community und Wissen zu geschlechtlicher und sexueller Vielfalt wird im ländlichen Raum gebraucht.
- Unter den Community-Mitgliedern finden sich unterschiedliche Bedürfnislagen: Sichtbarkeit vs. Sicherheit, Reflexion und Diskussion rund um Organisation/Inhalte vs. unverbindlicher und informeller Austausch, Wunsch nach Aktivismus vs. Gemeinschaft.
- Es braucht ein Vielzahl von Angeboten für die unterschiedlichen Bedürfnisse von queeren Menschen wie auch für Menschen, die potentiell mit queeren Menschen (z.B. Jugendlichen) zu tun haben (Pädagog\*innen, Eltern, Verwandte, ...)
- Es reicht nicht aus, einen Raum/Rahmen bereitzustellen für eine Community – er wird nicht automatisch genutzt.
- Bei der Bereitstellung und Gestaltung von Raum/Rahmen und der Kommunikation darüber muss beachtet werden, wer sich davon angesprochen fühlen wird, wer kommen kann (zeitlicher und räumlicher Faktor, Frage der Erreichbarkeit/Mobilität), wer sich (nicht) zu kommen traut, ...
- Eine zentrale Herausforderung für das nachhaltige Bestehen der Gemeinschaft ist es, Menschen für Schlüsselrollen in der Entwicklung/Betreuung der Community zu gewinnen.

- Die Gründung bzw. der Aufbau einer queeren Community ist noch nicht notwendigerweise per se ein gegenhegemoniales Unterfangen, wenn nicht gleichzeitig die Wirkmacht heteronormativer Hegemonie bewusst und reflektiert wird.

Um eine Hegemonie der Vielen/Vielfalt entstehen zu lassen und zu organisieren, ist es, wie oben bereits mehrfach ausgeführt, erforderlich, dass sich Mitglieder bis zu einem gewissen Grad in die Mitgestaltung der Community und auf die gemeinsame Reflexion einlassen. Je heterogener die Gruppe der Gestaltenden, umso mehr Vielfalt findet sich in den Strukturen und Inhalten repräsentiert. Unterstützend dafür wirkt, dass diese Gemeinschaft möglichst egalitär organisiert, aber auch mit starken Werten ausgestattet ist, auf die sich Einzelne im Ernstfall berufen können. Umso bedeutender ist für uns die professionelle Begleitung des Communitybuildings, wobei die Betonung auf „BEGleitung“ und nicht „Leitung“ liegt. Mit der Definition von Rollen, die für die Organisation und Weiterentwicklung einer Community erforderlich sind, können sich Mitglieder der Community je nach Ressourcen und Fähigkeiten gestaltend oder unterstützend einbringen. Dabei liegt die Bedeutung in der Rolle und nicht in den jeweiligen Personen, die diese Rollen zeitlich begrenzt und sich ergänzend einnehmen. Im Idealfall ermöglicht das eine möglichst egalitäre Gemeinschaft, die nicht von zentralen charismatischen oder besonders fürsorglichen und aufopfernden Individuen abhängig ist.

Wir bleiben mit unserer Vision von einer Hegemonie der Vielen noch einen Moment in der Community als Experimentierraum und stellen uns vor, dass in so eine Gemeinschaft Umgang mit interner Diskriminierung und Ausgrenzung von Gruppen (z.B. Transfeindlichkeit innerhalb „der Community“) durch ein Bekenntnis zur Akzeptanz von Vielfalt gelingen müsste. Damit alleine ist es aber nicht getan, sondern auch das setzt wiederum die Fähigkeit der Selbstreflexion, z.B. von individuellen Präferenzen vs. der Haltung gegenüber einer ganzen Gruppe, voraus. Teil dieser Selbstreflexion (als Community) ist zudem die Frage, wie inklusiv sich die Gemeinschaft versteht, also das Identifizieren von Leerstellen bzw. Unter-/Nicht-Repräsentiertheit.

Als Experimentierraum soll diese Gemeinschaft auch ermöglichen, Glücksversprechen bestehender Hegemonien kritisch zu hinterfragen und gemeinsam über neue Aspekte für ein erfülltes Leben („Glück“?) nachzudenken. Ein Beispiel dafür sind die Überlegungen von Donna Haraway in ihrem Buch „Staying with the Trouble: Making Kin in the Chthulucene“(2016), in dem sie Verwandtschaft, Zusammengehörigkeit und Fürsorge im globalen bzw. spezie-übergreifenden Kontext betrachtet. Anstatt sich heteronormative Hegemonie anzueignen, könnte eine queere Community Impuls für ein neues/erweitertes Verständnis von Intimität, Verbundenheit und gegenseitiger Fürsorge geben – im Sinne einer Hegemonie der Vielen/Vielfalt. Dazu schreiben Castro Varela und Dhawan: „Wenn ein neuer geschichtlicher Block eine Gegenhegemonie errichtet, die auf die Neuverteilung von Ressourcen abzielt und die Ideale der Familie und der Nation transformiert, und wenn sie zugleich auf transnationale sexuelle und ökonomische Gerechtigkeit abzielt, dann wäre dies wahrlich eine Hegemonie, für die es sich zu kämpfen lohnt“ (2018: 147). Dem stimmen auch Bargetz und Ludwig zu: „Es gilt daher, hegemoniale affektive Verführungen aufzuzeigen und zurückzuweisen und darüber hinaus neue Formen affektiver Politiken zu (er-)finden. Solche queeren Politiken [...] müssen ein kollektives und solidarisches Suchen nach neuen Formen von Komfort, Zugehörigkeit und Glück sein – Formen, die also gerade nicht mehr nur für manche und nur unter der Bedingung des Ausschlusses und der Marginalisierung anderer möglich sind“ (2017: 129).

Aus diesem Verständnis heraus orientiert sich eine Hegemonie der Vielen/Vielfalt am Sicherheitsbedürfnis vulnerabler Gruppen. Demokratische Prozesse orientieren sich an den Bedürfnissen der Mehrheit, was dazu führt, dass Privilegierte ihre Privilegien meist ausbauen und Marginalisierte oft noch mehr an den Rand gedrängt werden. Je nach Stimmung in der Gesellschaft kann das für Marginalisierte existenzbedrohende Ausmaße annehmen, wie aktuelle politische Prozesse in der Nachbarschaft zeigen. Für unsere Gemeinschaft waren die Entscheidung für eine Absage an die Fernsehproduktion und der Verzicht auf Sichtbarkeit für die Community ein Beispiel dafür, dass auf das Sicherheitsbedürfnis von vulnerableren Mitgliedern eingegangen wird und dieses schließlich ausschlaggebend für eine entsprechende Entscheidung war.



Im gesamtgesellschaftlichen Kontext gesehen zeichnet sich aus unserer Sicht eine Hegemonie der Vielen/Vielfalt darin aus, dass queere Menschen sichtbarer sind, aber nicht im Sinne einer Fetischisierung, wie sie in Rainbow-Washing und als Teil von Vermarktungsstrategien Ausdruck findet, sondern als selbstverständlicher Teil der Gesellschaft (auch abseits normativ gelebter Homosexualität, auch bei sichtbar queerem Geschlechtsausdruck, ...). In einer Hegemonie der Vielen/Vielfalt erstreckt sich die Sichtbarkeit und Repräsentanz queeren Lebens selbstverständlich über sämtliche Lebensbereiche wie auch Kultur, Kunst, Medizin, usw. Sie verzichtet auf das Beharren von Zweigeschlechtlichkeit, wie sie beispielsweise in Wettbewerben deutlich wird – egal ob es um sportliche oder andere Formen der Leistung geht. Sie drückt sich aus in mehr Sichtbarkeit und Repräsentanz von und Wissen über Queerness in Bildungseinrichtungen, Betrieben, Behörden, bei Ärzt\*innen, usw.

In einer Hegemonie der Vielen/Vielfalt erkennt die Mehrheitsgesellschaft geschlechtliche und sexuelle Vielfalt als relevant an und setzt sich damit aktiv auseinander. Das heißt auch, dass sich heterosexuelle und cis Personen als unmarkierte Norm erkennen, dass auch sie nicht frei von Sexualität und Geschlecht sind bzw. dass ihr Begehren und ihre geschlechtliche Identität Varianten einer Vielfalt sind. Damit werden Normen dekonstruiert, wird deutlich, dass das Thema alle Menschen betrifft – die einen aus einer privilegierten, die anderen aus einer marginalisierten Position. Damit einher geht auch das Begreifen von Queerness als interdependente Kategorie, in dem die gesellschaftliche Positioniertheit aller in ihrer Verwobenheit reflektiert und entsprechend agiert wird. Anstelle des Coming-Outs von queeren Menschen kann schließlich ein Letting-In treten, in dem Sexualität und Geschlecht als zwei von vielen menschlichen Eigenschaften gelten und dort sichtbar werden können, wo sie tatsächlich relevant sind.

Wie geht es nun mit *Salzkammerqueer* weiter? Im Oktober 2023 überreichen Community Building Austria der bisher entstandenen Gemeinschaft die gemeinsam erarbeitete Community-Strategie. Neben den im Projekt vorgesehenen Zielen sollen verschiedene Formate entstehen, durch die neue Mitglieder für die Community gewonnen werden können, darunter hoffentlich auch Personen, die sich gerne mitgestaltend und Verantwortung übernehmend einbringen wollen. Zwei dieser Formate sind die Gestaltung einer Videoserie, in der queeres Leben am Land in seiner Vielfalt gezeigt werden soll, und die Organisation einer Regenbogenparade im Salzkammergut. Es braucht aber auch niederschwellige und informellere Angebote, die zeitnah an verschiedenen Orten im Salzkammergut entstehen sollen. Bis Ende 2024 liegt Salzkammerqueer als Projekt im Verantwortungsbereich der beiden Frauen\*organisationen *Insel – Mädchen- und Frauenzentrum* (Scharnstein) und *Frauen\*forum Salzkammergut* (Ebensee). Ob die Community danach weiter organisationell angebunden bleibt, eine eigenständige Organisation gegründet wird, oder eine gänzlich andere Lösung als Institutionalisierung in der Region gefunden wird, bestimmt die entstehende Community.

## Literaturverzeichnis

Ahmed, Sara (2004): *The Cultural Politics of Emotion*. Edinburgh: Edinburgh University Press.

Arao, Brian, & Clemens, Kristi (2013): From safe spaces to brave spaces: A new way to frame dialogue around diversity and social justice. In: L. Landreman (Hg.): *The art of effective facilitation. Reflections from social justice educators*. Sterling, VA: Stylus, 135-150.

Bargetz Brigitte/Ludwig, Gundula (2017): Affektive (Ver-)Führungen: Machttheoretische Überlegungen zu Heteronormativität. In: *Femina Politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft*, 26(1), 118-130.

Brown, Brené (o.J.): Dare to Lead. The BRAVING Inventory. <https://brenebrown.com/resources/the-braving-inventory/> [6.9.2023]

Varela, María do Mar Castro/Dhawan, Nikita (2018): Normen – Subjekte – Gewalt. Mit Butlers Politik gegen hegemoniale Heteronormativität. In: Posselt, G./Schönwälder-Kuntze, T./Seitz, S. (Hg.): *Judith Butlers Philosophie des Politischen: Kritische Lektüren*. Bielefeld: transcript Verlag, 125-150.

Duggan, Lisa (2002): The New Homonormativity: The Sexual Politics of Neoliberalism. In: Castronovo, Russ/Nelson, Dana D. (Hg.): *Materializing Democracy: Toward a Revitalized Cultural Politics*. Duke University Press, 175-194.

Eraslan, Peri (2021): Queer am Land: Warum queere Menschen es am Land so schwer haben. In: *Moment*. Online: <https://www.moment.at/landflucht-queere-menschen-oesterreich> [17.08.2021]

Gallistl, Clara/Strasser, Verena/Hochedlinger, Sophia (2019): *Das Community Building Handbuch. Nachhaltig sinnstiftende Gemeinschaften bilden*. Epubli.

Haraway, Donna (2016): *Staying with the Trouble: Making Kin in the Chthulucene*. Duke University Press.

Hemke, Kathy (2018): Fetischisierung von Schwulen und Lesben. In: *frauenseiten.bremen*. Online: <https://frauenseiten.bremen.de/blog/fetischisierung-von-schwulen-und-lesben/> [18.08.2021]

Hofstätter, Birgit (2018): *Medienpartizipation und queer politics. Alltägliches Medienhandeln als Beitrag zu öffentlichen Diskursen über Geschlecht und Sexualität. Impulse für die Medienbildung*. Dissertation an der Alpen-Adria Universität Klagenfurt.

Kinz, Jakob (2023): Von Exklaven und Bergwelten: <https://kupf.at/zeitung/186/von-exklaven-und-bergwerken/> [16.9.2023]

Leff, Leonard J./Simmons, Jerold L. (1990): *The dame in the kimono: Hollywood, censorship and the Production Code from the 1920's to the 1960's*. London: Weidenfeld & Nicolson.

Mesquita, Sushila (2016): Eine „Ein-Thema-Methodologie“? Epistemologische Überlegungen zum Heteronormativitätskonzept. In: Vivar, María Teresa Herera/Rostock, Petra/Schirmer, Uta/Wagels, Karen (Ed.): *Über Heteronormativität. Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Verhältnisse und konzeptuelle Zugänge*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 89-101.

Wartner, Gernot (2004): Lesbisch-schwules Leben in der Provinz. Eine höchst subjektive Bestandsaufnahme. In: *Stimme von und für Minderheiten*, Nr. 51. Online: <https://stimme.minderheiten.at/wordpress/wp-content/uploads/sites/3/2020/11/Stimme-Nr-51.pdf> [17.08.2021]